Ein Jeder ist seines Glückes Schmied

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **187 (1908)**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-374393

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

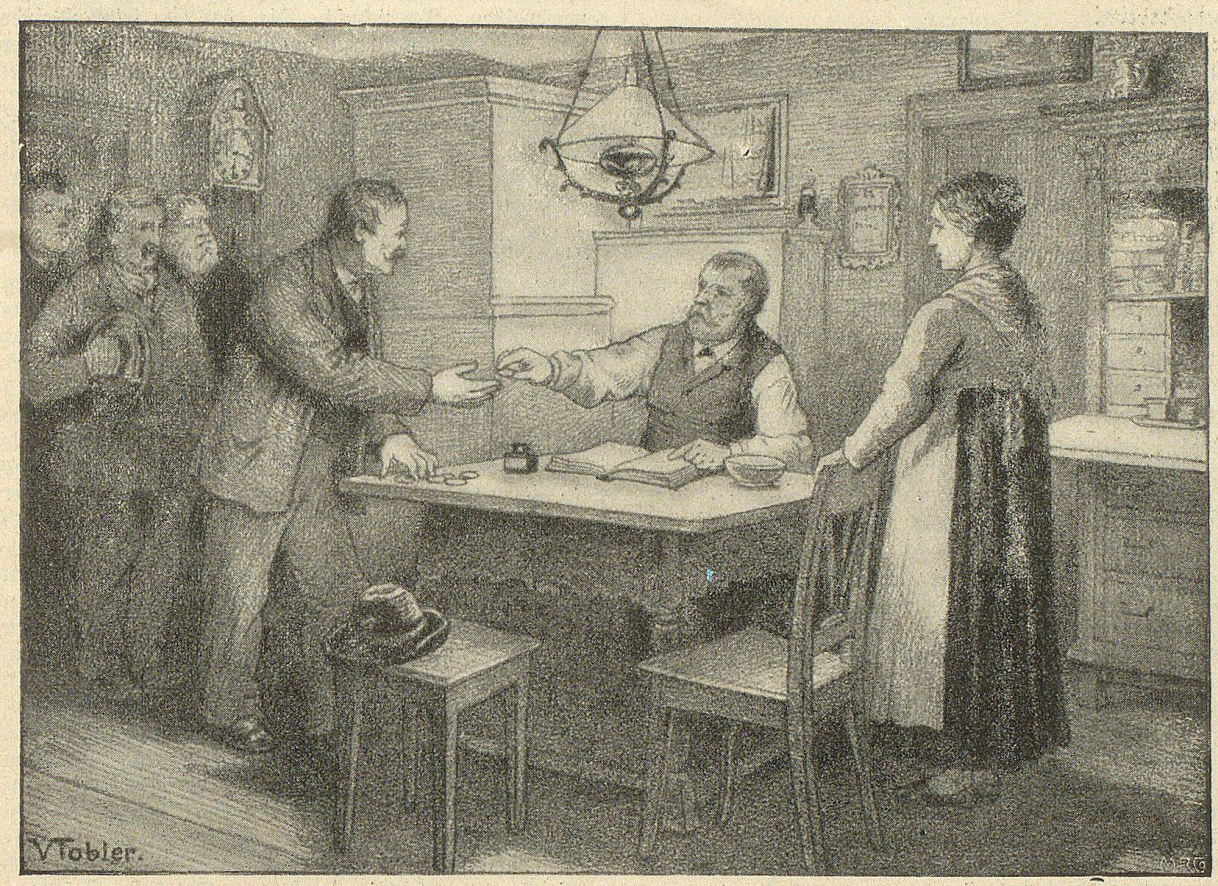
http://www.e-periodica.ch

Ein Jeder ist seines Glückes Schmied.

Es war Sonnabend. Ein klarer, sonniger Wintertag war über die Erde gegangen und hinter der Kuppe des bewaldeten Höhenzuges war eben das Tagesgestirn verschwunden und hatte mit den scheidenden Strahlen die schneebedeckte Landschaft in purpurne Glut getaucht. Einen Augenblick noch flammte der Hahn auf dem Kirchturme zu Wohlhausen dunkelrot auf, um bald darauf in der Dämmerung zu verschwinden. Drinnen in der Schmiede herrschte noch rüstiges Treiben. Im Takte erdröhnten die Hämmer und unter den wuchtigen Streichen stoben die Funken gleich einem Sprühregen. Die sich dort beim Ambos mühten, wußten: Feierabend ist nahe und morgen ist Sonntag. Im angebauten Wohnhause saß in behaglich durchwärmtem Zimmer der Schmiedmeister Josef Huber; ein rüstiger Fünfziger von hochgewachsener, mächtiger Gestalt. Das leicht ergraute Haar überschattete eine hohe Stirn, unter der ein paar freundliche blaue Augen die Herzensgüte ihres Besitzers wiederspiegelten, während ein energischer Zug um den Mund verriet, daß es dem Manne nicht an Tatkraft und Entschlossenheit fehle. Die einfache, aber gediegene Ausstattung des Zimmers zeugte von einem bescheidenen Wohlstand, die peinliche Sauberkeit und geschmackvolle Zusammenstellung aller Gegenstände von dem sinnigen Walten einer Frauenhand.

Huber hatte auf dem schweren Eichentische vor sich sein Lohnbuch liegen und war eben damit fertig geworden, die Löhne seiner Arbeiter auszurechnen. Er entnahm dem Sekretär das nötige Geld und rief unter der Türe: „Marie, hast Du einen Augenblick Zeit?" Die Gerufene erschien. „Willst so gut sein, Schwester, die Arbeiter zum Zahltag hieher zu rufen. Hab' ihnen heute eine Stunde früher Feierabend gegeben; die Leute haben diese Woche hindurch wacker schaffen müssen und da gehört ihnen auch eine Erholung. Rüste sodann das Nachtessen zeitig, nachher habe ich noch eine Arbeit fertig zu stellen und die Jungen sollen mir dabei helfen." „Soll gleich geschehen; aber Josef, wenn noch dringende Arbeit zu tun ist, würd' ich an Deiner Stelle denn doch einige Arbeiter hiefür bestimmen, Du hättest bei Deinen Jahren auch etwas Ruhe nötig und Deine Söhne würden's auch nicht zürnen, wenn sie eine Stunde früher frei bekämen."

„Meinen Arbeitern will ich das Beispiel der Pflichterfüllung geben, gerade weil ich Meister bin und meinen



„Wünsche frohen Sonntag und hier habt ihr noch eine kleine Anerkennung auf den Weg."

Jungen, die's dereinst zu werden hoffen, schadet's nichts, wenn sie erst die Bürde und nachher die Würde des selbständigen Berufsmannes zu spüren bekommen." Marie ging und bald darauf traten die sechs Arbeiter Huber's ins Zimmer. Nachdem Jeder seinen Lohn empfangen, meinte Huber lächelnd zu ihnen: „Ihr werdet froh sein, jetzt ein bischen ausspannen zu können, habt euch in letzter Zeit scharf in's Zeug legen müssen; wünsche frohen Sonntag und hier habt ihr noch eine kleine Anerkennung auf den Weg." Mit diesen Worten drückte er jedem der überraschten Leute einen blanken Taler in die Hand. Dankend entfernten sich die Arbeiter.

„Unser Meister", bemerkte Bleuler, der älteste, „ist und bleibt halt doch ein richtiger Mann und einen bessern Arbeitgeber wird man nicht leicht finden. Er ist streng in seinen Anforderungen und mit Blaumachern und Nichtskönnern macht er nicht lange Federlesens, wie's der Brunnertoni ja erst letzte Woche erfahren hat. Den rechten Arbeiter aber behandelt er als einen Freund, das hab' ich in den fünfzehn Jahren, seit ich bei ihm bin, oft erfahren. Vor drei Jahren fiel mir in der Werkstätte ein schweres Eisenstück auf den rechten Fuß und das acht Tage, nachdem mein jüngstes Kind zur Welt gekommen war. Ich war zwei Monate arbeitsunfähig und ihr könnt euch leicht denken, daß mich die Geschichte sauer genug ankam und ich genötigt war, meine Ersparnisse, die nicht nach Tausenden zählen, anzugreifen. Der Meister bezahlte die Arztrechnung für mich, anerbot sich freiwillig, bei meinem Kleinen Patenstelle zu vertreten, und Tante Marie war jede Woche einige Male in meinem Häuschen, um uns ein kräftiges Essen oder eine Flasche guten Weines zu bringen. Dergleichen Dienste vergißt man nicht, und so lange ich arbeiten kann, stelle ich meine Kraft in seinen Dienst."

„Mein Aeltester", erzählte Werner, „ist ein aufgewecktes Bürschchen und sein Lehrer hat mir wiederholt ans Herz gelegt, ich möchte ihm eine bessere Ausbildung zu Teil werden lassen. Der Knabe habe entschieden Talent, ganz besonders für das Zeichnen und es wäre schade, wenn er aus Mangel an Schulung mit dem großen Haufen gehen und versauern müßte. Was konnt' ich armer Teufel aber für ihn tun? Ich faßte mir ein Herz und trug mein Anliegen dem Meister vor. Seiner Verwendung hab' ich's zu danken, daß mein Hans einen Freiplatz samt Stipendium an der Gewerbeschule erhielt. Er ist der Liebling aller seiner Lehrer und wenn er so fortmacht, wird aus ihm ein tüchtiger Mann, der's dereinst leichter hat, in der Welt fortzukommen, als sein Vater."

„Auch ich", bemerkte Wanger, der Jüngste der sechs, „habe gegen unsern Meister nicht gerade viel einzuwenden. Er behandelt seine Arbeiter immer noch besser, als andere Arbeitgeber es tun. Daß ihr ihm das als besonderes Verdienst anrechnet, will mir nicht zu Kopfe. Wenn wir uns anstrengen müssen, daß die Rippen krachen und die Nerven reißen möchten, — wer hat den Nutzen davon? Doch wohl der Meister! Und wenn er uns heut' dafür ein paar Franken über den sauer verdienten Lohn hinaus gegeben hat, so ist das nichts als billig. Den Löwenanteil am Ertrag unserer Arbeit behält er ja doch für sich. Und welche Aussichten hat unsereiner für seine späteren Jahre? Daß er im besten Fall gerade so viel erwirbt, um seinen Magen zu versorgen und seine Blöße zu decken, und wenn er ein Menschenalter hindurch wie ein Ackergaul am Pfluge gezogen, zuzusehen, wie ein Anderer die Ernte einheimst, um schließlich als dienstuntauglich ausrangiert zu werden. Das hat man mir klar und deutlich auseinandergesetzt im Gewerkschaftsbund der Metallarbeiter ..." „Bleib' mir vom Leib mit Deinen schiefgewickelten Ansichten", warf Bleuler erzürnt ein, „bist eben noch jung und hast Dir die Hörner noch nicht abgestoßen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, und wenn Jeder auf Teppichen spazieren gehen und Equipage halten wollte, so würde der Arbeitslohn verteufelt teuer werden. Ich wünsche Dir, daß Du selbst Meister wirst. Sollt's einmal dazu kommen, so sprechen wir wieder über diese Angelegenheit. Und nun gute Nacht und viel Vergnügen, ich gehe heim zu den Meinen." „Ich auch", bemerkte Werner, und die Beiden bogen in eine Seitenstraße ein, während die Andern dem Gasthaus zum „Goldenen Löwen" zusteuerten, aus dessen hellerleuchteten Fenstern fröhliche Tanzweisen in die stille Winternacht hinausklangen.

Im Wohnzimmer Huber's hatte sich inzwischen die Familie zum Abendessen versammelt. Zur Rechten des alten Schmiedmeisters hatte dessen Schwester Marie Platz genommen und gegenüber saßen die beiden Söhne Franz und Karl, jugendkräftige Gestalten mit dem Rot blühender Gesundheit auf den Wangen. Franz, der ältere, der erst vor zwei Monaten nach mehrjähriger Wanderschaft das väterliche Haus wieder betreten hatte, war das vollendete Ebenbild des Vaters, während Karl, der sein Zwanzigstes noch nicht ganz erreicht hatte, eher der verstorbenen Mutter glich. Der alte Huber erhob sein Glas und stieß mit seinen Tischgenossen an. „Auf eure Gesundheit, und auf's Wohlergehen unseres Hauses! Gottlob, mein Geschäft geht gut und Arbeit gibt's in Fülle. Wir gehen nach dem Essen nochmals in die Werkstätte. Der Förster Wild hat seinen Schlitten zur Reparatur geschickt, will morgen ausfahren. Kunden, wie der ist, muß man prompt bedienen. Wenn wir drei tüchtig zugreifen, ist's in einer Stunde getan. Kommt!" Franz erhob sich, während Karl verlegen zögerte. „Nun, so komm' doch", mahnte der Vater, „Das Stündchen Arbeit wird Dich nicht umbringen, hab' auch nichts dagegen, wenn Du Dir nachher ein Glas Wein gönnst, jetzt aber vorwärts!" „Wollt Dich nur fragen, ob Du mir nicht jetzt freigeben könntest?" „Was ist denn los?" „Ich will's Dir nur gleich sagen, Vater. Es ist im Städtchen auf Anregung des Oberlehrers ein dramatischer Verein gegründet worden, der von Zeit zu Zeit Theaterstücke zur Aufführung bringen will, und da hat mich der Lehrer ersucht, beizutreten, ich sei dafür recht gut geeignet, meinte er. Heute abend findet eine Leseprobe und darauf die Verteilung der Rollen statt, und ich hätte wirklich Lust, einmal mitzumachen." „Kommt drauf an, was ihr spielt. Ist's ein Schundstück, zu nichts nutz, als ein paar Stunden Zeit totzuschlagen, den Leichtsinn und die Sittenlosigkeit zu predigen und ernste Lebensauffassung als Großvaterweisheit lächerlich zu machen — dergleichen hab' ich in meinen Wanderjahren auch schon spielen sehen — so geb' ich meine Einwilligung niemals." „Deswegen darfst Du ruhig sein, Vater! Wir wollen Schiller's „Tell" aufführen. Ein angesehenes Mitglied des Zürcher Stadttheaters leitet die

Proben und weist jedem Mitspielenden seine Stelle an." „Wer macht denn mit?" „Der Oberlehrer, Förster's Heinrich und seine Schwester, Gubler's Franz, Emil Haller und seine Schwestern Marie und Louise ..." „Schon gut", meinte Huber, über dessen Gesicht ein leichter Schatten glitt, „Du kannst gehen, wenn Du erstens Deinen ganzen Mann stellst, auch im Spiel, und zweitens Dich in Acht nimmst vor diesem Emil Haller. An dem ist das Beste auch sein fixes Mundstück. Sein Vater ist mein liebster Freund seit unsern Schuljahren und ich bin ihm zu Dank verpflichtet. Als ich vor 25 Jahren aus der Fremde heimkehrte, traf sich's, daß mein Vorgänger auf der Schmiede eben gestorben war. Meine Ersparnisse hätten bei weitem nicht hingereicht, um das Geschäft zu erwerben und da streckte mir Haller die nötige Summe vor. Gleich mir verlor aber mein armer reicher Freund seine Frau, als seine Kinder noch so sehr der mütterlichen Pflege und Aufsicht bedurft hätten. Um seinen Kindern keine Stiefmutter zuzuführen, blieb er Wittwer. Und nun? Wahrhaftig, ich begreif's nicht. Der Vater ein so tüchtiger, rechtlicher Mann und sein Sohn ein solch' windiger Patron und leichtfertiger Bursche, seine Töchter verschrobene Zierpuppen! Freilich — wie hätt' es mir ergehen können, hätte nicht meine Schwester in hochherziger Weise auf's Heiraten verzichtet, um an euch Mutterstelle zu vertreten! Nun komm' aber, Karl! Erscheinst Du bei dieser Probe eine Stunde später, so mögen die Andern daraus sehen, daß Dir Deine Berufspflichten am höchsten stehen!"

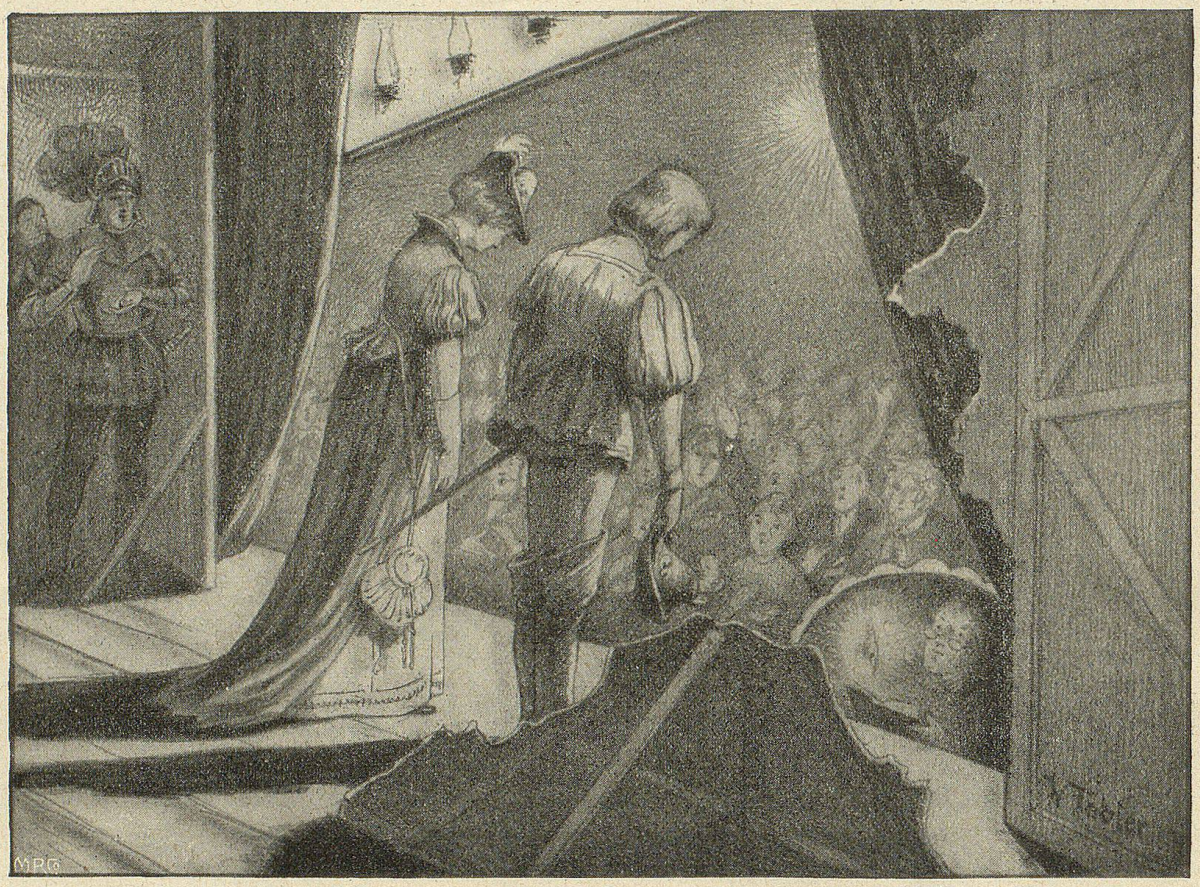
Die nach einer Stunde Zurückkehrenden empfing Tante Marie mit jener herzgewinnenden Freundlichkeit, die sie von jeher zur Sonne des Hauses gemacht hatte. Nachdem sie das Zimmer geordnet, begab sie sich zur Ruhe, den Vater Huber mit Franz alleinlassend.

„Du gehst heute nicht zur Gesangübung?" fragte Huber, dem das wortkarge, gedrückte Wesen des Sohnes auffiel. „Nein, bin nicht aufgelegt." „Was hast Du denn?" Franz schwieg einen Augenblick und murmelte dann halblaut vor sich hin: „Einmal muß es ja doch heraus. Sieh, Vater, es hat mir an's Herz gegriffen, wie Du heut' Abend von den Schwestern Haller gesprochen hast. Marie wenigstens ist ein herzensgutes Mädchen und — daß ich's kurz sage: Ich liebe sie und sie liebt mich wieder und so Gott will, wird sie meine Frau." „Das ist mir eine nette Bescheerung", rief Huber überrascht. „Franz, eines Vaters höchstes Glück ist, seine Kinder glücklich zu sehen; ich meine es gut mit Dir, drum höre auf mich! Du weißt, daß ich Dir in der Wahl Deiner Lebensgefährtin vollkommen freie Hand lasse, und daß Du nie eine Geldheirat abschließen wirst, weiß ich auch, aber — Marie Haller ist keine Frau für Dich! Glaubst Du, dies Mädchen werde Dich glücklich machen, das Mädchen, das nie des Lebens Ernst kennen gelernt hat, dem jeder törichte Wunsch erfüllt wird, das nur seinem Vergnügen lebt und zum Zeitvertreib arbeitet? Wird es sich heimisch fühlen in unserem Hause, darinnen die Arbeit als erstes Gebot von jeher gegolten hat?" „Und glaubst Du nicht,

Angefeuert durch das Beispiel Louisens, die ohne jede Befangenheit ihre Rolle mit Ausdruck und Verständnis durchführte, geriet er gegen den Schluß der Leseprobe in eine Begeisterung, wie er sie nie zuvor an sich gekannt.

Vater, daß wahre Liebe es vermag, über eigene Schwächen Herr zu werden, und sich hineinzuleben in die Denkweise und das Fühlen des andern Teiles?" „Die Sitten und Lebensgewohnheiten, die uns von frühester Jugend überkommen sind, das eigene Ich zieht man nicht aus, wie man seinen Rock wechselt, das bedenk'! Und dann, würde Dir dieser Emil, ihr Bruder, der ausgemachte Taugenichts, als Schwager willkommen sein?" „Soll ich für die Sünden eines Andern büßen? Ist Marie verantwortlich für den Leichtsinn und lockern Lebenswandel ihres Bruders?" „Würde sie Deine Frau, so ging' es Dich nahe genug an. Gut, daß Du mir reinen Wein eingeschenkt hast. Nur das Eine versprich mir: Uebereile nichts! Du hast Zeit zu warten; wage den entscheidenden Schritt nicht, bevor wir nochmals mit einander darüber gesprochen haben werden, — Deine Hand darauf!" Franz schlug in die Rechte des Vaters ein. „Ich verspreche Dir's. Gut' Nacht, Vater!" Und damit ging er auf sein Zimmer. Seine Pulse hämmerten, sein Kopf glühte vor gewaltiger Erregung. Er öffnete das Fenster und blickte hinaus in die klare Winternacht. Lange nach Mitternacht erst suchte er sein Lager auf, wo bald ein tiefer Schlaf seine aufgeregten Sinne umfing.

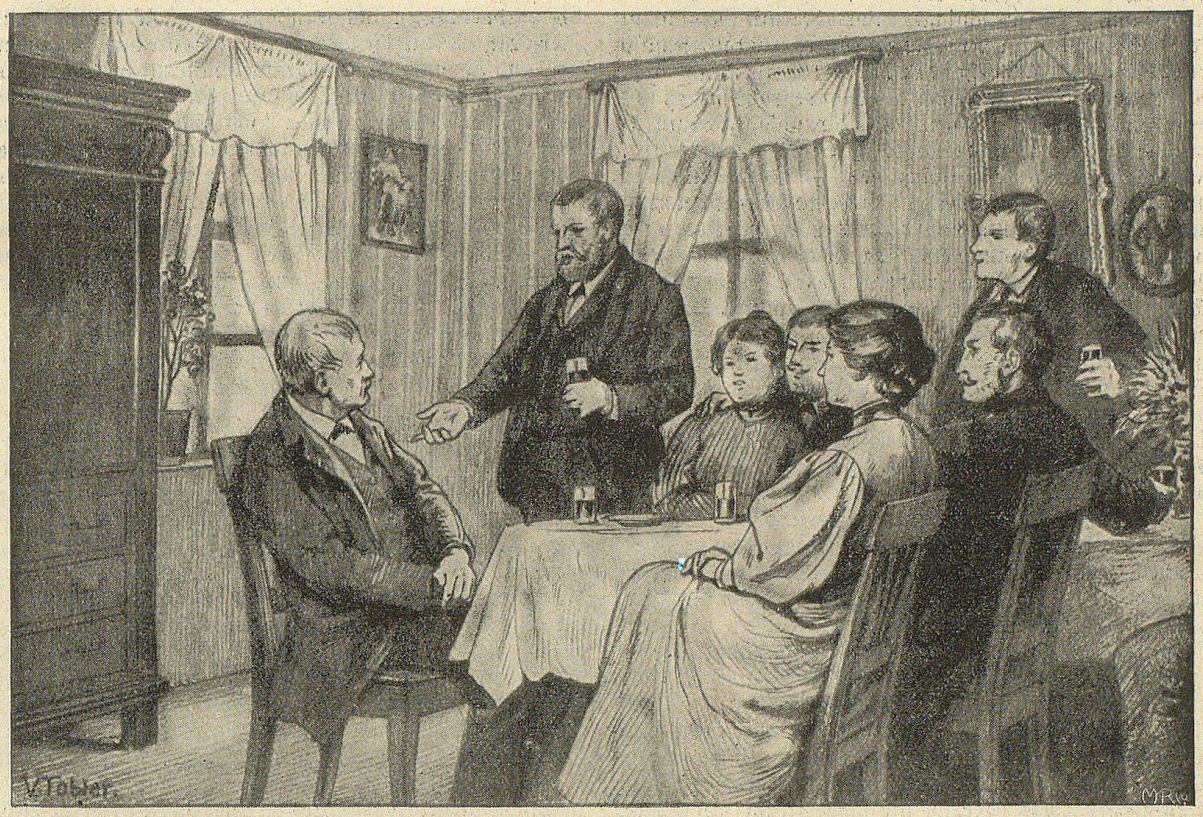
Raschen Schrittes war Karl dem „Löwen" zugeeilt und etwas verlegen trat er in den Saal, wo die Leseprobe des dramatischen Vereins stattfand. Die Gesellschaft war vollzählig versammelt und neugierige Blicke richteten sich auf den Eintretenden. „Ach, da ist er ja!" rief eine dünne, schneidende Stimme vom obern Ende des Tisches; „spät kommt er, doch er kommt! Hier ist noch Platz!" Und damit schob Emil Haller den jungen Mann, der in peinlicher Verlegenheit dastand, auf einen Stuhl zu seiner Rechten.



Sein Auge leuchtete in väterlichem Stolze, als Karl seine Rolle mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung durchführte und reicher Beifall ihn und seine Partnerin lohnten.

„Das ist brav von Dir, daß Du doch noch kommst! Glaubte schon, Du hättest etwa Hausarrest! Da trink! Prosit!" fügte er lachend bei. Karl dachte an die Warnung seines Vaters und etwas unwillig erwiderte er: „Lass' Deine schlechten Witze! Ich hatte noch dringende Arbeit und konnte nicht früher kommen." „Nun, 's ist nicht so bös gemeint, stoß' an!" Zögernd leistete Karl der Einladung Folge. „Darf ich bitten, Herr Huber", sagte der die Probe leitende Schauspieler mit gewinnender Freundlichkeit, „lesen Sie die Rolle des Rudenz; Fräulein Louisa Haller wird als Berta von Bruneck Ihre Partnerin sein." Karl hörte in diesem Moment wieder die Mahnung seines Vaters: „Stelle Deinen ganzen Mann auch im Spiel!" und be-

gann furchtlos die Rezitation. Angefeuert durch das Beispiel Louisens, die ohne jede Befangenheit ihre Rolle mit Ausdruck und Verständnis durchführte, geriet er gegen den Schluß der Leseprobe in eine Begeisterung, wie er sie nie zuvor an sich gekannt. Lauter Beifall lohnte die Beiden am Ende ihrer Leistung und lächelnd meinte der Uebungsleiter: „Die richtigen Leute für die beiden Rollen sind gefunden, wir haben nicht zu fürchten, daß sie das Lampenfieber bekommen!“ Nach Schluß der Probe entfernten sich die Damen und der größere Teil der männlichen Mitspieler. Karl hatte sich gleichfalls erhoben, um den Heimweg anzutreten. Emil aber hielt ihn zurück. „Nicht wahr, unsern jugendlichen Helden lassen wir so leichten Kaufs nicht fort, der stellt uns Alle zusammen in den Schatten“, rief er über den Tisch hin. „Dableiben! Absitzen!“ erscholl's von mehreren Seiten. Dem liebenswürdigen Drängen glaubte Karl einige Rücksichtnahme schuldig zu sein. Es war sein erstes Auftreten in größerer Gesellschaft und das Lob, das er allerseits erntete, berauschte und verwirrte ihn. Als aber endlich außer ihm und Emil sich alle entfernt hatten, erhob er sich. „Gute Nacht, Emil. Für solide Leute ist's hohe Zeit, heimzugehen.“ „Die länger bleiben, sind also nach Deiner Meinung unsolid? Nun, das sind Geschmackssachen, über die ich mit Dir nicht streiten will. Hätt' Dir sonst noch Einiges zu sagen.“ „Dazu ist ein anderes Mal auch noch Zeit.“ „He, Rösi, noch eine Flasche vom Besten!“ rief Emil der eintretenden Kellnerin zu, und zu Karl gewendet sagte er lauernd: „Warum bist heute so kratzbürstig gegen mich? Gelt, Dein Alter hat Dir wieder einmal den Kopf heiß gemacht, hat Dich gegen mich aufgestiftet! Weiß wohl, daß er mich nicht leiden mag, weil ich schon mehr als einmal seinen altväterischen Ideen entgegengetreten bin! Dein Bruder Franz ist schon nicht so spröde uns gegenüber.“ „Was willst Du damit sagen?“ „Daß er der Marie den Hof macht, daß er angebissen hat, und nicht so leicht mehr loskommt!“ „Franz hätte ein Verhältnis mit Marie?“ „Er selber! Soll er aber mein Schwager werden, so bitt' ich mir aus, daß Dein Alter mir gegenüber eine andere Tonart anschlägt.“



„Du wirst zu mir ziehen und Deine alten Tage hier in Frieden beschließen. Abgemacht, Deine Hand drauf!“

„Das Gleiche verlange ich von Dir meinem Vater gegenüber. An seiner Ehre hat noch Niemand gerüttelt; auch Du wirst's nicht tun!“ rief Karl erregt.

„Wer behauptet denn das Gegenteil? Aber altmodisch ist er, kann's uns Jungen nicht verzeihen, daß er alt geworden ist. Soll ich in meinen jungen Jahren rackern und schinden, mir kein Vergnügen gönnen, um auf meine alten Tage, wenn ich nicht mehr genießen kann, einen Haufen Geld zusammen zu scharren? So hat's mein Vater gemacht, ich will's gescheidter anfangen.“ „Du erntest aber doch, wo er gesäet hat, lebst herrlich und in Freuden, während er als alter Mann noch immer sich müht und plagt! Verdiente er da nicht Deinen Dank?“ „Wenn Du so willst,

ja! Aber zwinge ich ihn denn, zu entbehren? Es ist sein freier Wille! Hätt' er für sich gesorgt und würd' mir dereinst nichts hinterlassen, so müßt' ich mich eben nach der Decke strecken und es tät' mir nichts nützen, ihm deswegen Vorwürfe zu machen. Nun hat er aber Geld. Selber genießen kann er's nicht mehr, mitnehmen kann's er auch nicht auf die große Reise, wofür ist's denn da? Sei kein Narr, Karl! Die Freuden, die Dir die Jugend versagt hat, holst Du im Alter nicht mehr ein! Prosit!" Mechanisch tat Karl Bescheid. Zuviel des Neuen, Ungewohnten stürmte auf einmal auf sein schlichtes, unverdorbenes Gemüt ein. Sein Erfolg bei der heutigen Spielprobe, Franz heimlich verlobt mit der Schwester des Mannes, der neben ihm saß, der soeben Ansichten geäußert, so grundverschieden von den seinigen. Und dieser Mann, dessen Grundsätze er im Innersten seines Herzens verachtete, sollte ihm so nahe treten, vielleicht in doppelter Hinsicht nahe — warum mußte er auch immer an Louise denken! Quälende Gedanken durchzuckten sein Gehirn und um sie zu betäuben, stürzte er hastig und in höchster Erregung ein Glas ums andere des feurigen Weines hinunter. Mitternacht war da, als er endlich unsichern Schrittes den Heimweg antrat. Zum Morgenessen erschien Karl nicht bei Tische. Er schämte sich, seinem Vater unter die Augen zu treten. Als aber beim Mittagtisch der Vater mit keinem Worte des gestrigen Abends erwähnte, vielmehr in gewohnter ruhiger Freundlichkeit mit ihm verkehrte, da traf ihn diese Nachsicht härter, als es die heftigsten Vorwürfe vermocht hätten. Das stand bei ihm fest: Einmal gelumpt und nie wieder!

Der Tag der Tell-Aufführung war erschienen. Was im Städtchen gesunde Beine hatte und einige Stunden frei machen konnte, hatte sich im großen Saale zum „Löwen" eingefunden. Der alte Huber hatte neben seinem Freunde Haller Platz genommen und sein Auge leuchtete in väterlichem Stolze, als Karl seine Rolle mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung durchführte und reicher Beifall ihn und seine Partnerin lohnte. Nach Schluß der Vorstellung zogen sich die beiden Alten in eine abgelegene Ecke des Saales zurück, um noch ein Weilchen zu plaudern. „Du hast mit Deinen Kindern mehr Glück als ich", bemerkte Haller, „das habe ich nie schmerzlicher als gerade heute empfunden. Dein Junge faßt auch das Spiel als ein Stück Leben auf, der meine das Leben als Spiel! Mein Vermögen gäb' ich d'rum, wär's noch zu ändern. Zu spät!" „Tröste Dich, alter Freund! Die Schule des Lebens hat schon manche verfahrene Existenz wieder in's rechte Geleise gebracht." Mit stummem Händedruck trennten sich die beiden Männer.

Karl war aus der Vorstellung in tiefer innerer Bewegung nach Hause gekehrt. „So reich' ich diesem Jüngling meine Rechte, die freie Schweizerin dem freien Mann!" hatte Louise auf der Bühne zu ihm gesprochen. Galten diese Worte blos der Erfüllung ihrer schauspielerischen Aufgabe oder lag noch etwas mehr darin?

Drei Monate später trat Karl als ehrsamer Wagner seine Wanderjahre an. Ein reger Briefwechsel unterhielt die Verbindung mit der Heimat. Drei Jahre schon war er in der Fremde, als ihn eines Tages in einer Stadt Norddeutschlands ein schwarzumränderter Brief seines Vaters erreichte. Mit fliegender Hast las er: „Mein lieber Sohn! Mit tiefbekümmertem Herzen schreibe ich Dir diese Zeilen. Wenn Du sie erhältst, liegt meine liebe Schwester Marie, Eure treue Pflegerin und zweite Mutter im Grabe. Ein leichtes, anfänglich nicht beachtetes Unwohlsein, das sie vor acht Tagen befiel, entwickelte sich rasch zu einer heftigen Lungenentzündung, und ärztliche Kunst, sowie die sorgsamste Pflege vermochten nicht, das teure Leben zu retten. Ihre letzten Worte waren ein Segenswunsch für ihrer Lieben Wohlergehen. Halte ihr Angedenken in Ehren! Es ist ein schwerer Schlag, der uns betroffen hat; unser Haus entbehrt nun der ordnenden, umsichtigen Hand, wir Alle der liebevollen Fürsorge, die uns die liebe Heimgegangene von je gewidmet hat, und so werde ich dran denken müssen, für die Führung des Hausstandes einen Ersatz zu suchen. Franz will von seiner Liebe zu Marie Haller nicht lassen und — so ernste und gerechtfertigte Bedenken ich anfänglich gegen diese Verbindung hatte — so kann ich heute meine Einwilligung dazu geben; die Schule des Lebens hat wieder einmal ins Getriebe eingegriffen und die Spreu vom Weizen gesondert. Der Störefried des Haller'schen Hauses, Emil, ist seinen schlimmen Leidenschaften zum Opfer gefallen. Vor drei Wochen hielt er im „Löwen" im Kreise gleichgesinnter Kumpane wieder einmal eines seiner wüsten Zechgelage, das mit einer allgemeinen Rauferei endete. Emil wurde die Treppe hinuntergeworfen und mit zerschmettertem Schädel als Leiche von der Hausflur aufgehoben.

Ein Unglück kommt selten allein, das erfährt heute der arme Haller. Kaum hatte sich die Gruft über dem mißratenen Sohn geschlossen, so traf ihn wie ein Donnerschlag die Kunde, daß der Banquier, dem er sein Vermögen anvertraut, seine Zahlungen eingestellt habe und flüchtig geworden sei; aus dem Ruin werde kaum mehr etwas zu retten sein. Haller hat sein schönes Haus und Anwesen verkauft und ist in eine bescheidene Mietwohnung eingezogen. Es ist furchtbar schwer für den alten Mann, am Abend seiner Tage die Frucht eines langen, arbeitsreichen Lebens zu verlieren. Ein Trost ist ihm geblieben. Seine Töchter suchen nach Kräften sein hartes Los zu erleichtern. Marie besorgt den Haushalt und zwar ganz allein, da ihr Vater seine Dienstboten entlassen hat. Louise versieht die nämliche Stelle bei dem kürzlich verwitweten Förster Wild. Wären die beiden noch die reichen Erbinnen, wie vor wenigen Wochen, sie würden es wahrscheinlich unter ihrer Würde halten, „gemeine" Hausarbeit zu verrichten. Heute erfahren sie in schmerzlicher Weise die Wahrheit, daß allein redliche Arbeit ein Anrecht auf Lebensfreude und Lebensgenuß verleiht. In einem Jahre gedenkt Franz seine Marie heimzuführen. Ich stellte dieses Prüfungsjahr als Bedingung für meine Einwilligung und das Brautpaar war verständig genug, das Berechtigte meiner Forderung einzugestehen. Du wirst also bei Deiner Rückkehr gleich als Erstes an Deines Bruders Hochzeit teilnehmen. Bis dahin nütze Deine Zeit gut. Was Du hast, kannst Du verlieren, was Du aus Dir selber machst, bleibt Dein lebenslängliches Eigentum. In herzlicher Liebe grüßt Dich Dein treuer Vater."

Wieder und wieder las Karl den inhaltsschweren Brief. Tante Marie gestorben, der Bruder glücklicher Bräutigam und Louise? War sie ihm in den Tagen des Glückes treu geblieben oder erinnerte sie sich seiner erst jetzt wieder, seitdem vielleicht vornehmere Bewerber sich von dem arm ge-

wordenen Mädchen abgewendet hatten? Nein! diesen Gedanken wies er weit von sich. „Hoffe!“ hatte sie ihm gesagt, als er ihr beim Abschied, überwältigt vom bittern Trennungsweh, seine Liebe gestanden hatte, „hoffe, und wenn Du wiederkehrst, will ich mich erklären.“ Das war kein Jawort gewesen; lag aber darin nicht ihre Zusicherung: „mein Herz bleibt frei, bis Du wiederkehrst?“

Ein Jahr war vorüber gegangen. Im festlich geschmückten Wohnzimmer Hubers saß eine Gesellschaft froher, glücklicher Menschen beisammen. Morgen wird Franz seine Braut zum Altar führen und heute feierte Karl seine Verlobung mit Louise. Er hatte nicht vergebens gehofft. Vor wenigen Wochen war er aus der Fremde heimgekehrt und sein erster Gang war zu ihr gewesen. „Du kommst, meine Antwort einzuholen, Karl. Weißt Du, daß mein Vater sein ganzes Vermögen verloren hat, daß Du also um ein armes Mädchen freist?“

„Werde mein und ich bin reich genug, Dir den Mammon zehnfach zu ersetzen. Diese Arme werden für Dich sorgen, Dich durch's Leben tragen!“ „So bin ich Dein!“ Ein inniger Kuß besiegelte den schönen Bund.

„Stoß an, alter Freund“, sagte Huber zu Haller, „auf's Glück und Wohlergehen unserer Kinder! Wir waren Freunde seit unsern Jugendjahren und bleibens bis an unser Ende. Dir hab' ich's zu danken, daß ich dies Haus heute mein eigen nenne; 's hat Platz genug drin auch für Dich. Du wirst zu mir ziehen und Deine alten Tage hier in Frieden beschließen. Abgemacht, Deine Hand drauf!“ Da erhob sich der alte Haller und zu seinen Kindern gewendet sprach er in tiefer Bewegung: „Gottes Segen über Euch, meine Kinder! Nicht auf Geld und Gut bauet Euer Glück, sie sind ein treuloser Besitz. Seid glücklich und machet glücklich, indem Ihr werdet, was Euch zu sein gegeben ist, damit Ihr an Euch erfahret den Segen der Arbeit.“

Die Dachlucke.

Mutter Meier verlangt von ihren Kindern unbedingten Gehorsam. Eines Nachmittags erhebt sich ein Sturm, und sie schickt ihren Sohn John nach oben, um die zum flachen Dach führende Luke zu schließen. — „Aber Mutter“, sagt John. — „John, ich sagte Dir, Du sollest die Luke schließen!“ — „Ja, aber, Mutter“ — „John, mach die Luke zu!“ — „Gut, Mutter, wenn Du es sagst, aber —“ — „John!“ — John stieg langsam nach oben und schloß die Luke. Der Nachmittag schritt vor, und draußen heulte und wütete der Sturm. Zwei Stunden später versammelte sich die Familie zum Tee, und als das Mahl halb vorüber war, hatte sich Tante Mary, die bei Mutter Meier wohnte, immer noch nicht eingestellt. Mutter Meier stellte nun Erkundigungen an, brauchte aber nicht viele Fragen zu stellen, denn John beantwortete gleich die erste: „Die ist auf dem Dache, Mutter....“

Der bekannte Luzerner Staatsmann Dr. Casimir Pfyffer wurde in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Gegner auf Pistolen gefordert. Pfyffer nahm an, mit der schärfsten Bedingung — „einer muß liegen bleiben!“ Sekundanten wurden bezeichnet, Zeit und Ort im Gütschwald genau bestimmt. Der Gegner erschien genau wie abgemacht, aber Pfyffer erschien nicht. Nach einer Stunde Wartens begaben sich die Sekundanten zu diesem, den sie ruhig im Bett liegend antrafen. Auf ihre Frage, was das zu bedeuten habe, erwidert er ruhig, das war meine Bedingung, daß einer liegen bleibe und da wollte ich lieber liegen bleiben. Der Gegner hatte für den Spott nicht zu sorgen.